

SILKE BÖSCHEN

TRÄUME
VON
FREIHEIT

FLAMMEN AM MEER

ROMAN

SPANNUNG

GMEINER



1. Die Explosion

Bremerhaven, 11. Dezember 1875

EINE LOCKE HÜPFTE auf die Stirn. Eine blonde, unartige Locke. Johanne stöhnte. Nun hatte sie das Haar schon so streng zurückgekämmt, und immer noch widersetzten sich ihre Haare allen Versuchen, Teil einer damenhaften Erscheinung zu sein. Mit einer weiteren Klemme stopfte sie die Strähne zurück unter den Hut. Er passte so gut zu dem neuen Paisleyschal, den ihr Christian geschenkt hatte. Trotz der Kälte entschied sie sich gegen einen Muff. Mit Elschen auf dem Arm brauche ich nur Handschuhe, überlegte sie und riss die Schublade an der Garderobe auf. Leer.

»Gesine! Gesiiinne! Wo sind meine Handschuhe?«

Das Dienstmädchen kam aus der Küche gelaufen. »Gnädige Frau, ich habe gestern Abend alles zum Trocknen vor den Herd gehängt. Hier, bitte sehr!«

»Wie umsichtig, Gesine. Vielen Dank.« Sie schenkte dem Mädchen ein herzliches Lächeln.

Gesine freute sich über das Kompliment ihrer jungen Herrschaft. Sie hatte Glück mit der Anstellung bei den Claussens mit ihrem Baby. Hier wollte sie länger aushalten.

»Nun muss ich aber los. Ist Elschen noch in der Küche?«

»Ja, ich habe sie in ihr Kinderstühlchen gesetzt, sie ist aber schon zurechtgemacht.«

Johanne zog die kleine Elisabeth vorsichtig aus dem Stuhl. Das Mädchen war jetzt neun Monate alt. Und Gesine hatte sich alle Mühe gegeben, sie warm anzuziehen. Zwei Schichten wollene Wäsche, die selbst gestrickte rote Mütze mit den

passenden Handschühchen, dazu der dicke, viel zu große Kindermantel – das Baby ähnelte vom Umfang einer kleinen Robbe. Johanne musste lachen.

Gesine beobachtete sie. So fröhlich und so hübsch, wie die junge Frau Claussen da vor ihr stand. Mit geröteten Wangen und diesem Ausdruck von Arglosigkeit in den blauen Augen.

»Bis später, Gesine, die ›Mosel‹ müsste so gegen halb zwölf ablegen. Dann komm ich direkt wieder nach Hause!«

Die Tür fiel ins Schloss, und Gesine begann in der Küche, den Kohl für das Mittagessen zu rupfen.

Die Wintersonne blendete. Ein wolkenloser Himmel in einem leuchtenden Blau erstreckte sich über den Deich hinaus auf die Weser und die beginnende Nordsee. An Land war alles weiß. In der Nacht hatte sich eine geschlossene Schneedecke gebildet. Durch den Schnee wirkte alles gedämpft, selbst die Betriebsamkeit des Hafens wirkte langsamer als sonst, dachte Johanne, als sie am Alten Hafen vorüberging. Ein ungewöhnlich schöner Tag für diese Jahreszeit. Der Dezember war im Norden üblicherweise ein Monat mit grauen Tagen und viel Regen. Doch jetzt war die Luft eisig und ließ Johannes Wangen brennen vor Kälte. Diese Winterstimmung versetzte sie in ein Hochgefühl. Auch Elsie lugte aus ihrer Umklammerung hervor und lachte ihre Mutter an. Johanne gab ihr einen Kuss auf die kalte Kindernase und drückte das Baby an sich. Jetzt waren es keine zwei Wochen mehr bis Weihnachten. Das erste Weihnachtsfest mit ihrer eigenen Familie! Die selbst gebastelten Strohsterne lagen schon bereit, und Christian hatte ihr einen schönen Baum versprochen.

Was würden ihre Eltern sagen und die Geschwister? Sie alle sollten kommen am ersten Weihnachtstag. In Johannes neues Zuhause. Doch da verdüsterte sich ihre gute Stimmung. Gustav würde nicht dabei sein. Ausgerechnet Gustav, ihr Lieb-

lingsbruder. Jetzt gleich musste sie Abschied nehmen. Johanne schluckte. Im Dezember nach Kalifornien aufzubrechen, so etwas Verrücktes. Gestern Abend noch hatte sie mit Christian darüber gesprochen. Es war die schlechteste Jahreszeit für eine Atlantik-Passage. Raue See. Stürme. Vielleicht sogar Eisberge. Wie schnell konnte da ein Schiff untergehen. Gerade erst war die »Deutschland« gesunken. Was für ein Drama vor der Küste Englands. Wohl über hundert Menschen waren dort ertrunken im eisigen Wasser. Bei dem Gedanken daran blieb Johanne abrupt stehen. Ihr Herz schlug schneller. Sie hatte Angst um Gustav. Aber so etwas hatte es noch nicht gegeben, dass zwei Dampfschiffe kurz hintereinander Schiffbruch erleiden, beruhigte sie sich. Außerdem war die »Mosel« ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd. Die Schiffe waren solide, technisch auf dem neuesten Stand. Sie überlegte. Dennoch. Auch die »Deutschland« gehörte zur Flotte des Norddeutschen Lloyd.

Eine kreischende Möwe riss sie aus ihren Gedanken. Johanne musste sich beeilen. Die »Mosel« hatte das Hafenbecken schon verlassen und lag abfahrbereit an der Südkaje. Der schwarze Schornstein rauchte, die Brücken waren noch nicht eingeholt. Die letzten Passagiere gingen an Bord, und Hafenarbeiter schlepten Koffer und Kisten auf das Schiff. Johanne sah, wie sich die meisten Passagiere schon an der Reling aufgestellt hatten und den Zurückbleibenden zuwinkten, die sich vor dem Schiff versammelt hatten. Johanne hörte einen Kutscher schreien. Er trieb zwei Pferde an, die nur langsam mit ihrem schwer beladenen Leiterwagen vorankamen. Der Kutscher ließ seine Peitsche knallen. Einige Umstehende zuckten zusammen, endlich kam das Fuhrwerk an der Bordwand zum Stehen. Nur Minuten später wurden Truhen und Kisten mit einer Winde auf das Schiff gezogen und auf der »Mosel« in Empfang genommen.

»Johanne! Da bist du ja!« Christian bahnte sich einen Weg zu ihr. Erleichtert drückte er seine Frau an sich.

»Sei vorsichtig, ich habe doch Elsie dabei!«

Er blickte direkt in die graublauen Augen seiner Tochter. »Komm, ich nehme sie dir einmal ab. Dann kannst du dich in Ruhe von Gustav verabschieden. Deinen Vater habe ich auch schon gesehen. Er steht mit Auguste dort hinten, siehst du?«, rief er.

Gemeinsam drängten sie sich an den anderen vorbei, bis sie bei ihrer Familie angekommen waren. »Hanni, wie schön, dass du es noch geschafft hast!« Gustav lächelte.

Johannes Hals wurde eng, nur mit Mühe konnte sie ein Schluchzen unterdrücken. Die beiden Geschwister hatten von den fünf Etmer-Kindern das innigste Verhältnis zueinander. Der frühe Tod ihrer Mutter vor elf Jahren hatte sie zusammengeschweißt. Gemeinsam mit ihrer ältesten Schwester Catharine hatten sie sich damals um die jüngeren Geschwister gekümmert, bis auch Catharine ein paar Jahre später starb.

»Nun guck nicht so traurig! Ich werde schon wiederkommen. Und wenn nicht, dann kommst du eben nach Amerika«, versuchte Gustav, sie aufzumuntern. Seine Fröhlichkeit war aufgesetzt.

»Ja, du hast recht. Dann fahre ich eben nach Amerika«, auch Johannes Lächeln war etwas schief. Sie log. Was sollte sie in Amerika? Hier, in Bremerhaven, war ihr Zuhause. Hier war auch Gustavs Zuhause. Wenn er es doch nur bald merken würde, dachte Johanne und wischte sich über die Augen.

»Ach, meine Große, jetzt bist du traurig, was?« Philipp Etmer drückte seine älteste Tochter etwas ungelentk an sich.

Johanne sah ihren Vater prüfend an. Alt war er geworden, dachte sie. Jetzt, an der Seite seiner zweiten Frau, die mehr als 20 Jahre jünger war als er, fiel es ihr viel stärker auf als vorher. Die Hochzeit war erst im August gewesen. Niemand hatte mehr damit gerechnet, dass er sich nach dem Tod von Johannes Mutter noch einmal eine Frau suchen würde. Doch bei

einer Geschäftsreise nach Hamburg hatte er Auguste Fuhrer kennengelernt, und sie dann – kein Jahr später – geheiratet.

Johanne tat sich schwer mit der neuen Frau an seiner Seite. Vom Alter her hätten sie beinahe Schwestern sein können oder Freundinnen. Doch das Verhältnis blieb kühl. Zu sehr betonte Auguste ihre Hamburger Herkunft und behandelte Bremerhaven und die Menschen hier immer mit einer Spur Herablassung. Johanne blieb in der Nähe ihrer Stiefmutter meistens zurückhaltend und still. Auch heute zwischen all den Menschen ragte Auguste heraus. Nicht weil sie größer war als der Rest, sondern lauter und bestimmter. »Viel Erfolg, Gustav! Bring den Namen Etmer in die Neue Welt!«, rief sie ihm nach.

Er drehte sich um und lüftete den Zylinder: »Ja, das werde ich. Versprochen!«

Wie schneidig er aussah in dem neuen Ulstermantel, dachte Johanne. Und in den Abschiedsschmerz mischte sich Stolz auf den großen Bruder.

Gustav war tatsächlich der erste Etmer, der sich auf den Weg nach Amerika machte. Alle hatten mit dem Auswanderer-Geschäft zu tun, doch bislang hatte es keinen von ihnen selbst über den Atlantik gezogen. Und so war die gesamte Familie vollzählig erschienen. Johannes Schwestern – Henriette mit ihrem Ehemann Wilhelm Glauert und dessen Familie. Sophie war da, die jüngste Schwester, die sich gerade erst mit Ludwig Bomhoff verlobt hatte. Und völlig außer Rand und Band sprang Johannes jüngster Bruder Philipp junior an der Kajenmauer entlang.

»Fall nicht ins Wasser«, rief sie ihm zu. Als älteste Schwester fühlte sie sich immer verantwortlich.

Der Junge sah gar nicht auf. »Natürlich nicht! Bin ja nicht zum ersten Mal hier.«

Johanne schüttelte den Kopf. »Dann lass dir von Vater erklären, wie gefährlich es hier ist.«

Sie berührte den Arm ihres Vaters und wollte ihn zu seinem Jüngsten ziehen. Erst da bemerkte sie, dass dem alten Mann die Tränen über das Gesicht liefen. Johanne erschrak. Dass ihm der Abschied von Gustav so nahegehen würde, hatte sie nicht gedacht. Ihre Hand sank herab. Auch ihre Augen brannten.

Das Horn der »Mosel« ertönte. Das Signal für den endgültigen Abschied. Gustav stand an der Reling und winkte noch einmal hinüber zu seiner Familie. In dem Moment fing ein Baby an zu weinen. Johanne erkannte sofort die Stimme ihrer kleinen Tochter. Suchend sah sie sich um. Christian war mit Elsie im Arm ein paar Meter aus der Menschenmenge herausgetreten und wiegte sie etwas ungelenk. Vergeblich. Es dauerte nicht lange, und Elsie schrie aus Leibeskräften. Sie strampelte und versuchte, sich aus ihrer warmen Hülle zu befreien.

»Gib sie mir! Vielleicht hat sie Hunger, oder ihr ist kalt.« Johanne hatte sich einen Weg zu ihrem Mann gebahnt und nahm ihm ihre Tochter aus dem Arm. Beruhigend flüsterte sie auf sie ein. Doch es half nicht. Elsies Gesicht war rot vor Anstrengung. »Ich bringe Elschen nach Hause, das hat ja keinen Zweck«, entschied Johanne.

Christian nickte verständnisvoll. »Zum Mittagessen bin ich da«, versprach er und küsste sie auf die Wange. Ein schneller Abschied.

Denn das brüllende Bündel namens Elisabeth Claussen ließ keine innige Verabschiedung zu. Umstehende drehten sich zu Johanne um. Einige begannen zu murmeln, und eine Frau verzog missbilligend das Gesicht mit Blick auf das Kind. Trotz der Temperaturen traten Johanne Schweißperlen auf die Oberlippe. Warum musste Elsie ausgerechnet hier, ausgerechnet in diesem Moment so schreien? Hastig schob sie sich aus dem Gedränge. Nach ein paar Metern wurde das Baby ruhiger. Johanne atmete tief aus und blieb stehen. Sie drehte sich noch einmal um und

versuchte, Gustav zwischen den anderen Reisenden auf dem Schiff auszumachen. Es gelang ihr nicht. Ihr Blick glitt hinüber zu zwei Hafearbeitern, die sich abmühten, einen Riemen um ein Fass zu legen, das sehr schwer zu sein schien. Endlich war auch dieses letzte Stück verschnürt und hing an der Winde, um verladen zu werden. Sie sah, wie das Fass in der Luft schwebte. Sah, wie die Männer Handzeichen gaben, und sah auch, wie eines der beiden Pferde, die vor den Leiterwagen angespannt waren, Atemwolken aus den Nüstern stieß und mit dem Huf aufstampfte. Auch später sollte sie sich immer daran erinnern. Ein Pferd, das in der Dezemberkälte schnaubt und dampfenden Atem ausstößt. Die letzten Bilder aus ihrem alten Leben, das am 11. Dezember 1875 um 11.20 Uhr endete.

Das Fass war schwer. Fast 700 Kilogramm hingen in der Luft. Ein Seil riss, das andere rutschte ab. Wie in Zeitlupe sah Johanne, wie das Fass hinabfiel und auf den gefrorenen Boden vor dem Schiffsrumpf krachte. Der Knall war ohrenbetäubend. Das Geräusch schoss durch Johannes Gehörgang und schien ihren Kopf von innen zu zersprengen. Es war, als drückte es ihre Augen aus den Höhlen. Sie schnappte nach Luft und presste instinktiv ihr Kind eng an sich. Ein stechender Schmerz zuckte von den Ohren durch ihren Kopf. Sie schrie und sah, wie direkt vor der »Mosel« eine meterhohe Feuersäule emporschnellte. Orangerote Flammen hoch wie ein Haus in scharfem Kontrast vor dem blauen Winterhimmel. Das Feuer loderte genau dort, wo eben noch all die Menschen gestanden hatten. Christian, ihr Vater, Gustav, die Schwestern – Johanne wollte schreien, aber in dem Moment spürte sie, wie eine gewaltige Welle aus heißer Luft auf sie zurollte, ihren Körper umhüllte und dann wie mit einer riesigen Faust auf ihre Brust und ihren Bauch schlug. Sie konnte nicht mehr atmen.

Nur sehen konnte sie. Sehen, wie Menschen wie Zinnfiguren durch die Luft wirbelten, ein ganzes Pferd wie ein Spielzeugtier aus seinem Gespann gerissen wurde. Und sehen, wie Körperteile und einzelne Gliedmaßen durch die Luft geschleudert wurden. Johanne schrie – vor Schmerz, vor Entsetzen, vor Angst. Dann wurde auch sie von der Kraft der Druckwelle gepackt und in die Luft gehoben. Mit einem harten Schlag fiel sie auf das kalte Pflaster. Sie hatte Elsie nicht losgelassen. Und auch jetzt, im Moment des Aufpralls, reagierte sie instinktiv so, dass sie nicht mit ihrem Gewicht auf das Baby fiel. Brennende Holzstücke rasten wie Geschosse durch die Luft. Glasscherben, schwarze Klumpen, Pflastersteine. Und über allem verstreut die Überreste von Menschen. Arme, Beine, manchmal ein Rumpf, der noch in glimmende Kleidung gehüllt war, oder ein Kopf.

Zusammengekrümmt lag sie im Schnee, spürte die Kälte auf ihrer Wange und hielt die Augen geschlossen. Sie fühlte sich leicht, merkte, wie sie davonglitt. In eine barmherzige Ohnmacht. Plötzlich schlug etwas Hartes auf ihre rechte Hand, die ausgestreckt neben dem Bündel mit Elsie lag. Ein Stück glühendes Eisen war mit voller Wucht auf die Hand gefallen. Ein neuer Schmerz durchfuhr sie. Sie schrie auf – und konnte sich dabei selbst nicht hören. Die Ohren taub, die Hand zerschmettert.

Johanne verlor das Bewusstsein. Und sehr viel Blut. Es sickerte aus ihrem rechten Mantelärmel. Eine Lache bildete sich, durch die andere Menschen achtlos liefen. Die roten Schuhabdrücke waren überall im Schnee zu sehen. Denn es war nicht nur das Blut von Johanne. Der gesamte Platz war zu einer einzigen, riesigen Blutlache geworden.

Verstörte Überlebende kletterten über Leichen, wollten fliehen, andere versuchten zu helfen. Kaum jemand wusste, was er in diesem grauenhaften Durcheinander tun sollte. Jemand fand

einen kleinen, blutüberströmten Pelzmuff, wie Kinder ihn trugen. In ihm steckten noch die abgerissenen Hände eines Mädchens. Gleich daneben krümmte sich ein Hafenarbeiter und starrte fassungslos auf die Stelle, wo eben noch seine Beine gewesen waren. Er schrie vor Entsetzen. Eine Frau, die ihr Schultertuch vor den Mund gepresst hielt, um gegen die aufkommende Übelkeit anzukämpfen, kniete sich zu ihm und versuchte, den Mann zu beruhigen. Doch er starrte weiter auf das Blut, das aus seinem Unterleib strömte, fiel nach vorn und starb.

An der Stelle, wo das Fuhrwerk gestanden hatte, klaffte ein vier Meter breites und etwa zwei Meter tiefes Loch. Ein Schlund, in dem Flammen loderten. Eines der beiden Pferde lag mit zerschmettertem Leib und ohne Beine auf der Erde. Von dem anderen Tier war nichts mehr zu sehen. Ein einzelnes Rad fand man später mit gebrochenen Speichen im Hafenbecken. Das war alles, was von dem Wagen übrig geblieben war. Rings um die Stelle der Explosion lag eine Mischung aus Trümmerteilen, menschlichen Überresten, Asche, Toten und Verwundeten. Ein eiserner Laternenpfahl war in der Mitte umgeknickt wie ein Streichholz.

War der Anblick schon entsetzlich, kam auch noch der Geruch dazu. Verbranntes Fleisch, versengtes Haar, der scharfe Gestank von Lithofracteur, eines Sprengstoffs, der noch stärker als Dynamit war. Um den Leuchtturm und das Leuchtturmwärterhaus herum glitzerte der Boden. Es waren Glasscherben von den Fensterscheiben, die allesamt durch die Druckwelle aus den Fassungen gesprungen waren. Am Fuße des Turms fand jemand ein Bündel. Es war der tote Körper eines kleinen Jungen.

Auch die »Mosel« war stark beschädigt. Die Schiffsbrücke hing in Einzelteilen über dem Wasser. Der Rumpf war eingedrückt. Die schwere Eisenwand durchbohrt. Keine Glasscheibe war heil geblieben. Ein Matrose hielt einen toten Mannschafts-

kollegen im Arm und weinte. Aufgelöste Passagiere suchten ihre Angehörigen zwischen leblosen Körpern und Schwerverwundeten. Frauen klagten in fremdländischen Lauten, rissen sich die Kopftücher herunter und rauften sich die Haare. Egal, wohin man sah, das Grauen, das qualvolle Sterben war überall. Auch im Wasser. Direkt zwischen Mole und Schiff schwammen Leichen. Ein Frauenrumpf, dessen Wollkleider sich mit Wasser vollgesogen hatten, begann zu sinken.

Elsie schrie. Sie schrie aus Leibeskräften. Der leblose Körper ihrer Mutter lag halb auf ihr. Das Kind versuchte, sich zu befreien, und strampelte hilflos in seinem wollenen Bündel. Es schrie, bis es vor Erschöpfung immer leiser wurde. Und aus dem Schreien ein Schluchzen wurde.

»Oh Gott, noch eine Tote!«, rief eine Frauenstimme.

»Aber sie weint doch noch. Hilf mir, sie umzudrehen!«, sagte ein Mann mit bleichem Gesicht.

Vorsichtig bewegten sie Johanne. Noch immer sickerte Blut aus ihrem Ärmel. »Oh, nein. Die Hand! Oh mein Gott, das ganze Blut!«, rief die Frau und schlug entsetzt ihre Hand vor den Mund.

Johannes Gesicht war aschfahl, ihre Kleidung nass und schmutzig. Selbst das Bündel, in dem Elsie steckte, war mittlerweile rot eingefärbt. »Oh Gott, das Kind weint. Es ist das Kind!«, vorsichtig nahm der Mann das Baby aus Johannes Umklammerung.

»Hier, nimm du das Kind, ich suche einen Arzt«, schrie er und drückte der Frau Elsie in die Arme. Er begann zu laufen. Dann drehte er sich noch einmal um: »Und die Mutter? Ist sie tot?«

Die Frau strich über Johannes Gesicht. »Nein, sie lebt!«, rief sie ihm hinterher. »Sie atmet.«

Die fremde Frau legte Elsie vorsichtig neben sich in den Schnee und riss sich ihr Tuch von den Schultern, um Johannes

blutendes Handgelenk zu verbinden. Dann nahm sie Elsie in den Arm und wiegte das wimmernde Kind, bis ein Arzt kam.

2. *Verlassen im Schnee*

Strehlen bei Dresden, 11. Dezember 1875

CECELIA HASSTE DIESES WETTER. Schon seit Tagen schneite es. Die Villa Thomas in der Residenzstraße 14 wurde förmlich erdrückt von den Schneemassen. Dieser deutsche Winter hatte in Cecelias Augen nur einen Vorteil: Sie konnte – nein, sie musste – Pelz tragen, um nicht zu erfrieren. Das Feuer im Kamin brannte schwach. Nicht einmal für Feuerholz war genügend Geld da. So hatte sie sich das nicht vorgestellt, als sie vor zwei Jahren zusammen mit ihrem Mann William und den drei ältesten Kindern in das Haus gezogen war. Mittlerweile war noch Töchterchen May dazugekommen.

Cecelia seufzte. Vier Kinder, das Jüngste erst neun Monate alt, und dann allein. Sie konnte den Ärger nur schwer unterdrücken. Diese Winter in Deutschland zerrten an ihren Nerven. Doch noch schlimmer war die Tatsache, dass William sie nun schon wieder zurückgelassen hatte und sie kaum wusste,

wo er war oder was er vorhatte. Sie ging zum Sekretär und zog den letzten Brief ihres Mannes heraus, den sie gestern bekommen hatte.

Mein liebes kleines Hühnchen! Du darfst nicht böse sein mit mir, jetzt wo Du schon zwei Wochen lang so geduldig auf mich wartest. Ich schwöre Dir, nächste Woche bin ich wieder bei Dir! Die Rechnung von Gottschalk ist noch nicht fällig, nicht vor Weihnachten. Gottschalk wird Dich nicht belästigen. Mach Dir bitte keine Sorgen wegen der Rechnungen, ich werde sie bald bezahlen. Im Moment haben wir nun einmal nicht viel. Egal, sag den Leuten, wenn ich wieder da bin, werde ich alles bezahlen. Hab keine Angst, ich werde Weihnachten bei Dir sein. Schon am nächsten Donnerstag bin ich wieder bei Euch, versprochen! Ich brauche nur noch ein paar Tage. Ich habe mir überlegt, dass es besser ist, zu den Noacks nach Leipzig zu ziehen. Da würde es Dir besser gehen, und Du hättest auch nicht mehr den ganzen Ärger mit den Dienstboten. Das einzig Dumme wäre die Packerei und der Umzug ausgerechnet jetzt, so kurz vor Weihnachten. Aber Du könntest ja schon einmal mit den Kindern zu den Noacks gehen, und ich würde mich dann um den Umzug und alles Weitere kümmern. Was hältst Du davon? Lass es mich nur bald wissen, dann kann ich alles in die Wege leiten. Für den Moment habe bitte noch ein wenig Geduld, dann wirst Du Dein Dickerchen wieder bei Dir haben, den ganzen Winter lang! Alles Liebe und ganz viele Küsse – für Dich, Blanche, Willie, May und natürlich für Klina, Dein William

PS: Dies ist die Antwort auf Deinen Brief von Dienstagabend. Am selben Abend habe ich Dir übrigens

*200 Mark geschickt. Da haben wir beide das Gleiche
gedacht ...*

Cecelia atmete tief durch. »Mein kleines Hühnchen!« So nannte er sie. Ein Kosename, den sie früher gern gemocht hatte. Dein »kleines Hühnchen« ist nicht dumm, dachte sie mit Bitterkeit. Er wollte sie in Sicherheit wiegen. Doch sie glaubte ihm nicht. Zehn Jahre waren sie nun verheiratet. Zehn Jahre, fünf Schwangerschaften, unzählige Ortswechsel – all das hatte Spuren hinterlassen. Cecelia stand auf. Mit dem Brief in der Hand ging sie zu dem prächtigen Spiegel, der über dem Kamin hing. Zwischen den Deckelvasen und Porzellanfiguren auf dem Sims betrachtete sie sich. Grau war sie geworden. Das Haar war zwar noch kräftig, trotz aller Schwangerschaften, aber es leuchtete nicht mehr in dem dunklen Ebenholzton, der ihr so gut stand. Und dann erst die Augen! Wie viele Männer hatten von ihnen geschwärmt, ihren großen, dunklen Augen. Cecelia seufzte ernüchtert. Jetzt sahen sie müde aus, umringt von kleinen Falten und dunklen Schatten. Sie trat noch einen Schritt näher an ihr Spiegelbild. Selbst in der matten Dämmerung des Raumes waren die Linien auf der Stirn und neben den Mundwinkeln nicht zu übersehen. Cecelia Thomas war an diesem Morgen gewiss keine strahlende französische Schönheit.

Hier stand eine Mutter, allein gelassen, mit vier kleinen Kindern, unwilligen Dienstboten, die seit Monaten auf ihre Bezahlung warteten, und ungezahlten offenen Rechnungen in der Schublade. Mit einem Mal bekam Cecelia Mitleid mit der Frau im Spiegel. Und es war alles noch schlimmer. Sie war eine betrogene Ehefrau, das spürte sie. Grimmig malte sie sich aus, wie es William wohl erging im fernen Bremen. Ein bisschen Abwechslung gab es dort bestimmt: jünger, schöner, williger. Eine Träne tropfte auf das dunkelgrüne Samtkleid. Cece-

lia wischte über den Stoff und berührte dabei die auffällige Brosche. Wie drei Erntegarben waren die Blüten aus Rubinen angeordnet, in ihrer Mitte leuchteten Diamanten. Wenigstens habe ich den Schmuck. Den kann mir keiner mehr nehmen, dachte sie mit Genugtuung. Heutzutage konnte William keiner Geliebten, wo auch immer sie sein würde, eine solche Kostbarkeit schenken. Alles Geld war weg, die Miete hatten sie seit zwei Monaten nicht bezahlt. Kein Wunder, dass Herr Gottschalk, der Vermieter, so schlecht auf sie zu sprechen war. Aber er war nicht der Einzige. In Dresden selbst konnte sie sich kaum noch blicken lassen, überall hatten sie Schulden. Sie wusste ja nicht einmal, was sie den Kindern zu Weihnachten schenken sollte. Selbst im Spielwarengeschäft hatte sie schon anschreiben lassen.

Wieder kam die Wut hoch. Wie konnte William sich in einer solchen Lage mit einer anderen vergnügen? Woher hatte er das Geld, um eine andere zu bezahlen? Hier war doch seine Familie, hier war doch sein Zuhause! Ja, bei den Noacks in Leipzig wäre es wirklich besser, da hatte er recht in seinem Brief. Ein großes Apartment im Hotel de Pologne, mit genügend Platz für die Kinder. Die freundlichen Noacks, die sich um alles kümmerten. Leipzig gefiel ihr ungleich besser als dieser Vorort von Dresden. Strehlen, ein besseres Bauerndorf, aber der einzige Ort, an dem sie sich eine Villa leisten konnten.

Zum Glück hatte William die 200 Mark mitgeschickt. Das Geld musste sie sich gut einteilen. Am besten schnell weg-schließen, damit es die Dienstboten gar nicht erst zu sehen bekamen. Cecelia rollte die Scheine in ihrer Hand zusammen und ging zurück zum Sekretär.

Auf einmal wurde die Tür aufgerissen. Ein atemloser William stand hinter ihr, das Haar zerzaust, eine lange Schramme auf der linken Wange. Schnell drehte sich Cecelia um. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

Ihr siebenjähriger Sohn japste nach Luft. »Blanche hat mich gekratzt! Es blutet«, heulte er los.

In dem Moment kam seine Schwester. Nur ein knappes Jahr älter als ihr Bruder überragte sie ihn doch um einen halben Kopf. »Er hat selber schuld!«, schrie sie. »William hat meine Puppe kaputt gemacht. Mommy, schau nur!« Anklagend hielt sie die Puppe in die Höhe, an der ein Arm fehlte.

»Nun seid endlich still! Ihr weckt noch das Baby!«, zischte Cecelia ihre beiden Ältesten an.

Zu spät, man hörte schon das Wimmern aus dem Schlafzimmer. Cecelia schob sich an den beiden vorbei zur kleinen May. »Wo ist denn überhaupt Louise? Wo ist euer Kindermädchen?«

Blanche schob die Unterlippe vor. »Die ist mit Klina unterwegs«, antwortete sie. »Klina musste aufs Töpfchen.«

Cecelia stöhnte. Das Weinen wurde durchdringender. Schnell nahm sie ihre jüngste Tochter aus der Wiege und begann leise, ihr ein französisches Wiegenlied vorzusingen. Doch die kleine May blieb unversöhnlich. Ihr Geschrei zerterte an Cecelias Nerven. Sie spürte, wie das Blut in ihren Adern pochte. »Louise? Wo stecken Sie?« Ihre Stimme klang beinahe so schrill wie die des Säuglings.

Endlich kam das Kindermädchen mit Klina an der Hand angelaufen. Die Wärterin entschuldigte sich und nahm das Baby entgegen. Doch auch in ihren Armen gab May keine Ruhe. »Ich glaube, die Kleine hat Hunger«, sagte Fräulein Stern unterwürfig und gab Cecelia das schreiende Kind zurück.

Mit einem Seufzer nahm Cecelia auf dem Schaukelstuhl vor dem Kamin Platz, schickte die anderen aus dem Zimmer und begann, May zu stillen. Keines ihrer Kinder hatte sie jemals zu einer Amme gegeben. Ihre Freundinnen und sogar das eigene Personal schüttelten nur den Kopf. Es schien ihnen primitiv, ja, animalisch, den Kindern die Brust zu geben. Der

einzigste Mensch, der für ihre Haltung Verständnis hatte, war ihr eigener Mann. William liebte seine Kinder abgöttisch. Wie andächtig er ihr so oft zugesehen hatte, so voller Stolz und Zärtlichkeit, wenn sie wieder mit einem neuen Baby im Arm auf diesem Schaukelstuhl saß! Manchmal wechselte er den Kleinen sogar die Windeln. Cecelia schloss kurz die Augen und träumte sich in diese Zeiten zurück. Ihr Kopf sackte zur Seite und sie schlief ein.

Als sie wach wurde, fiel ihr Blick auf das Foto ihres Mannes, das im vergoldeten Rahmen auf der Kommode stand. Ein kräftiger Mann. Ein Mann, an dessen Seite sie sich sicher und beschützt fühlte. Der sauber gestutzte dunkle Vollbart, in dem bereits das erste Grau zu sehen war. Erst vor ein paar Wochen hatten sie seinen 48. Geburtstag gefeiert. Zu Hause mit ein paar Gläsern Rheinwein. Gäste waren keine da. Wie hätten sie sie auch bewirten sollen bei dieser kümmerlichen Ausstattung der Speisekammer und des Weinkellers? Wie anders war es noch vor ein paar Jahren gewesen. Da hatte es Hummer, Austern, geräucherten Lachs, Gänseleberpasteten aus Straßburg, exotische Früchte und französisches Konfekt gegeben. Die Feste bei den Thomas' waren berühmt gewesen. Und zu beinahe jedem Fest, im Grunde schon zu jeder größeren Soirée trug Cecelia ein neues Kleid. Eine perfekte Gastgeberin, die mühelos auf Deutsch, Englisch oder Französisch parlieren konnte. William war stolz auf sie gewesen. Manchmal war er, kurz bevor die Feier begann, zu ihr ins Ankleidezimmer gekommen und hatte sie mit einem Schmuckstück überrascht. Sie sollte noch mehr funkeln, hatte er dann gesagt. Und dass sie für ihn das größte Juwel sei. Ach, William. Cecelias Blick glitt wieder über das Foto.

Ernst sah er aus auf dem Bild, ernst und seriös. Die feine Goldrandbrille stand ihm gut, ebenso der tadellos sitzende

Anzug mit der großen Perle als Anstecknadel. Ein Geschenk von ihr. Plötzlich fühlte Cecelia eine tiefe Sehnsucht. Vielleicht war er gar nicht bei einer anderen Frau. Vielleicht stimmte alles, was er schrieb, und er hatte geschäftlich in Bremen zu tun. Sie brauchten schließlich Geld, und William hatte viele Verbindungen in Europa und in die alte Heimat Amerika. Vorsichtig legte Cecelia May zurück in die Wiege. Noch einmal ging sie im Geiste die Briefe durch, die er ihr in den vergangenen Wochen geschrieben hatte. Zärtlich und besorgt klang er, nie ausfallend oder vorwurfsvoll, so wie ihre eigenen Briefe häufig endeten, dachte sie beschämt. Wahrscheinlich war es etwas ganz anderes, was ihn in Bremen festhielt. Vielleicht war er krank? Vielleicht brauchte er ihre Hilfe? Ganz allein, in einer fremden Stadt. Mitten im Winter. Oh Gott, wenn sie ihm unrecht getan hatte? Es überhaupt keine andere Frau gab? Unruhig ging sie im Schlafzimmer auf und ab. Vielleicht konnte William aus der Ferne ihre Situation nicht richtig einschätzen? Cecelia setzte sich und begann zu schreiben.

Mein lieber William! Wenn Du wüsstest, wie ich mich nach Dir sehne! Und wie einsam ich bin – und die Kleinen, hier so allein in dem Haus, ohne ihren Vater. Die Dienstboten fürchten sich bei uns zu Tode, wenn sie abends unten in der Küche schlafen gehen. Sie glauben, dass sie alle eines Nachts ermordet werden bei uns. Sie sagen, dass sie dauernd unheimliche Geräusche hören würden. Ich verliere langsam die Geduld, am liebsten würde ich sie rausschmeißen. Wenn ich doch nur anständige Dienstboten finden würde. Und dann sind wir auch noch von der Welt abgeschnitten. Der Schnee liegt einen Meter zwanzig hoch! Zum Teil kommt gar kein Licht mehr durch die Fenster. Stell dir nur einmal vor, es fängt irgendwann an zu tauen, dann kann man

sich das ganze Frühjahr nicht mehr aus dem Haus rühren ... Du weißt ja, wie schlecht die Anbindung hier ist, aber mittlerweile sieht man überhaupt keine Droschke mehr auf der Straße. Morgen sind wir alle bei Funckes eingeladen zur Geburt der kleinen Tochter. Aber wir werden nicht hingehen können. Der Weg ist zu weit zu Fuß, und der Schnee liegt so hoch, da kann ich den Kinderwagen nicht benutzen. Außerdem ist es viel zu kalt, wir brauchen eine Droschke. Aber ich weiß jetzt schon, dass ich keinen Fahrer finden werde. Nach Anbruch der Dunkelheit fährt niemand mehr ganz hier raus nach Strehlen. Und es ist im Moment um vier Uhr am Nachmittag stockfinster! Seit Du fort bist, habe ich das Haus nicht verlassen. Nur einmal war ich kurz bei den Funckes. Ein anderes Mal hatte ich mich gerade fertig gemacht, aber es war so furchtbar kalt und der Schnee lag so hoch, dass ich wieder umgekehrt bin. Es macht mich verrückt, die ganze Zeit ans Haus gefesselt zu sein. Ich brauche LUFT und sehne mich danach – genauso wie ich Fleisch brauche zum Essen.

Cecelia hielt inne und überflog die Zeilen. Sie konnte ihre eigene Schrift kaum lesen. Sie überlegte kurz, ob sie noch einmal von vorn beginnen sollte. Aber nein, William sollte nur alles wissen, wie schlecht es ihr erging und den Kindern, wie unerträglich ihre Lage war. Cecelias Blick verfinsterte sich. Die Wut war wieder da. Sie schrieb weiter:

Ich möchte jetzt endgültig wissen, ob Du bis Weihnachten nach Hause kommst oder nicht. Sage mir jetzt endlich die Wahrheit! Ich ertrage sie mit Sicherheit besser als diese Ungewissheit. Du machst einen großen Fehler, mich im Unklaren zu lassen und zu behan-

deln wie ein kleines Kind. Ich bin alt genug! Sage mir ehrlich, wie lange Du noch fort sein wirst. Ich will gar nicht wissen, was Dich noch aufhält. Weihnachten ist schon in ein paar Tagen. Und wenn Du nicht rechtzeitig hier sein wirst, nehme ich die Kinder und gehe!

So hatte sie ihm noch nie gedroht. Aber es war vielleicht das Einzige, was er verstand. Und Cecelia wusste, dass sie ihn damit treffen würde. Mit einem tiefen Seufzer lehnte sie sich zurück. Natürlich konnte sie nicht einfach gehen, mit den Kindern. Wohin denn? Mit welchem Geld denn? Und trotzdem. Anders würde William nie begreifen, was sie hier durchmachte.

3. Adventsspaziergang

Dresden, 12. Dezember 1875 – am frühen Nachmittag

LANGSAM ROLLTE DIE DROSCHKE durch die Seestraße auf den Altmarkt zu. Die Straßen waren gefegt, links und rechts lag der Schnee aufgehäuft. Die Fußwege waren mit Asche bestreut für die vielen Spaziergänger, die an diesem Sonntagnachmittag an den festlich geschmückten Schaufenstern vorbeiflanier-

Cecelia schluckte. Sie konnte ihrer Tochter nicht in die Augen blicken. »Ach, es ist nichts. Ich hatte nur gerade wieder einmal so schreckliche Schmerzen. Weißt du, mein Rheuma kommt eben immer wieder. Und manchmal ist es nicht zum Aushalten«, log sie. Die Kinder sollten nichts mitbekommen. Cecelia richtete sich in ihrem Sitz auf. »Es ist alles schon wieder gut«, sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln. »Jetzt fahren wir nach Hause und essen Stollen.«

Es begann schon zu dämmern, als sie vor der Villa Thomas ankamen. Die Kinder freuten sich über den Stollen und eine Tasse heiße Schokolade. Cecelia setzte sich ins Schlafzimmer mit der Zeitung auf den Knien und weinte.

4. Im Lazarett

Bremerhaven, 12. Dezember 1875 – am Nachmittag

JOHANNE VERSUCHTE, DIE AUGEN ZU ÖFFNEN. Sie blinzelte. Selbst diese winzige Bewegung ihrer Augenlider war kaum auszuhalten. Ihr Kopf war schwer, fühlte sich dumpf an. Sie konnte sich nicht umdrehen. Am liebsten wäre sie wieder eingeschlafen, um fortzukommen von den Schmerzen. Doch

da hatte sich schon der Geruch in ihre Nase gesetzt, eine Mischung aus Alkohol, Blut und menschlichen Ausdünstungen. Sie war wach und roch nasse Kleidung, muffige Feuchtigkeit und etwas unangenehm Süßes, das sie nicht zuordnen konnte. Es war Chloroform.

Johanne wurde schlecht. Sie spürte, wie die Übelkeit in ihr aufstieg. Ruckartig drehte sie sich zur Seite und übergab sich. Erst jetzt merkte sie, wo die eigentliche Ursache ihrer Schmerzen lag, in der rechten Seite, in ihrem Arm, ihrer Hand.

»Hier ein Tuch! Bitte bleib liegen, Hanni, du darfst dich nicht bewegen«, hörte sie die Stimme ihrer Schwester Sophie.

Johanne blickte auf und sah in ein Paar rot geweinte Augen. Sie wollte sprechen, aber es gelang ihr nicht.

Sophie nahm ein anderes Tuch und wischte ihr das Gesicht ab. »Ach, Hannchen, es ist alles so furchtbar!«, sagte sie leise.

Johanne schaute sie fragend an.

»Hier, versuch, ein wenig zu trinken!« Sophie reichte ihr einen Becher mit Wasser. Doch Johanne konnte den Kopf kaum anheben. Sofort riss sie ein stechender Schmerz herunter. Es war die rechte Hand. Sie schrie auf. Dieser Schmerz nahm ihr beinahe die Luft. Sophie strich ihr über die Stirn und glättete ein paar verklebte Haarsträhnen. Dann versuchte sie, ihrer älteren Schwester mit einem Esslöffel ein paar Schluck Wasser einzuflößen. Doch das meiste davon lief an Johannes Hals hinab. Ihre Stimme war heiser und sehr leise. Sophie konnte sie kaum verstehen.

»Was mach ich hier? Was ist passiert? Wo ist Elsie? Wo ist Christian?«

Sophie nahm vorsichtig Johannes linke Hand und streichelte sie. Dann begann sie zu weinen.

Johanne wurde unruhig. »Bitte sag mir, was passiert ist!«

»Es gab ein Unglück«, begann die Schwester zu erzählen.
»Eine furchtbare Explosion. Zuerst haben alle gedacht, dass

es der Kessel vom Schleppdampfer war.« Ihre Stimme wurde immer leiser. »Hanni, da war ein riesiges Feuer. Alles ist verbrannt, alles ist kaputt«, flüsterte sie unter Schluchzen.

»Aber wo ist Elsie? Wo ist Christian?« Trotz der Schmerzen versuchte Johanne, sich aufzurichten. »Wir waren zusammen am Schiff. Ich hab doch Elsie im Arm gehalten. Wo ist mein Kind?« Jetzt schrie sie beinahe.

»Elsie geht es gut. Beruhige dich. Sie ist bei euch zu Hause. Gesine kümmert sich um sie. Ihr ist nichts geschehen. Du hast sie gerettet, weil du sie so gut festgehalten hast!« Wieder schluchzte Sophie. »Aber die anderen ...«, sie verstummte und streichelte Johannes gesunde Hand immer hektischer.

»Ja? Was ist mit den anderen?«

Sophies Stimme war kaum noch zu verstehen. »Die anderen sind tot.«

Johanne lag ruhig da. Hörte, wie das Blut in ihren Ohren rauschte, spürte ihren Herzschlag, war ganz ruhig und starr und sah ihre Schwester an, als sei sie eine Fremde. Eine fremde Frau, die über fremde Menschen sprach. Sie atmete schwer: »Wer ist tot?«

»Alle sind tot, Hanni, alle.«

»Und Christian?«

Sophie konnte ihrer Schwester nicht in die Augen sehen und nickte nur. Die Tränen strömten über ihr Gesicht.

Johannes Augen weiteten sich. Der Schmerz in ihrer Hand breitete sich im ganzen Körper aus. Sie zitterte und schrie so laut, dass Sophie ihr erschrocken das Taschentuch vor den Mund presste.

Als Johanne das nächste Mal erwachte, war ihr Mund trocken. Sie versuchte, sich aufzurichten, um an den Krug Wasser neben ihrem Lager zu kommen. Unmöglich. Der Schmerz an ihrem Handgelenk machte es unmöglich. Mit einem Stöhnen ließ sie sich zurücksinken. Zum ersten Mal

versuchte sie, ihren verletzten Arm zu betrachten. Alles war in grau-weißes Leinen gewickelt, an der Spitze, dort, wo die Hand sein musste, sah sie getrocknetes Blut. Der Verband war nicht mehr ganz sauber. Die kleinste Regung ließ sie vor Schmerz aufschreien. Sie begriff, dass sie ernsthaft verletzt war. Vorsichtig strich sie mit der linken Hand über den Verband. Dann starrte sie verwirrt auf ihre Arme. Der linke war länger als der rechte. Das konnte nicht sein! Noch einmal ein prüfender Blick. Tatsächlich, der linke Arm war länger als der rechte. Waren es die Schmerzen? Hatte man ihr Medizin gegeben, die den Geist vernebelte? Johanne glitt erschöpft auf ihr Kissen zurück.

In dem Moment trat ihre Schwester an ihr Bett.

»Sophie, was ist mit meinem Arm? Der eine ist kürzer als der andere«, flüsterte Johanne.

Sophie seufzte tief und setzte sich zu ihr. Sie presste ein Taschentuch vor ihren Mund, versuchte, das wieder aufkommende Weinen zu unterdrücken. »Du hast dich verletzt«, sagte sie leise.

»Aber warum sind meine Arme unterschiedlich lang?«, fragte Johanne und wehrte sich mit aller Macht gegen die Ahnung, die in ihr aufstieg.

»Hanni, ich weiß gar nicht, wie ich es dir sagen soll. Bei der Explosion ist etwas gegen deine Hand geschleudert worden. Mit voller Wucht. Es hat sehr geblutet. Hörte gar nicht wieder auf. Wir dachten schon, du überlebst es nicht«, antwortete ihre Schwester. »Aber zum Glück hast du es überlebt!«

»Und werde ich wieder gesund?«, fragte Johanne.

»Ja, das wirst du. Aber du wirst lernen müssen, alles mit deiner linken Hand zu machen.« Sophies Stimme zitterte.

Johannes Gehirn weigerte sich zu begreifen, was ihre Schwester ihr sagen wollte. Was war mit ihrer rechten Hand? War sie gelähmt?

Sophie blickte ihr direkt in die Augen: »Deine Hand musste amputiert werden. Die Ärzte konnten nichts anderes mehr tun.«

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Johanne wirkte ganz ruhig. Es schien, als würde sie darüber nachdenken, über das, was sie gerade erfahren hatte. Dann bahnte sich ein Schluchzen den Weg ihre Kehle hinauf. Johanne weinte. Sie weinte lange – um ihre verlorene Hand und um ihren toten Mann.

Es war kalt und zugig. Johanne versuchte, die Decke hochzuziehen, bis unter das Kinn. Dann lag sie da. Regungslos. Sie lauschte ihrem eigenen Atem. Und sie hörte diesen hellen Ton. Dieses schrille Fiepen in ihren Ohren. Was war das? Die ganze Zeit war dieses Geräusch in ihren Ohren, in ihrem Kopf. Erschöpft drehte sie den Kopf zur Seite. Vielleicht würde es dann aufhören. Jemand schrie nach einem Arzt, sie hörte das Weinen einer Frau. Zum ersten Mal nahm sie ihre Umgebung wahr. Seit knapp 24 Stunden lag sie in einem Lazarett. Eigentlich war es nur ein Hafenschuppen, der notdürftig für die vielen Verletzten umgerüstet worden war. Es war dämmrig. Johanne drehte langsam den Kopf zur anderen Seite, ohne ihren Körper zu bewegen. Sie musste so ruhig wie möglich liegen – jede ihrer Bewegungen übertrug sich sofort auf den rechten Arm. Und wie ein Messerstich kam die Antwort aus dem Handgelenk zurück.

Sie versuchte zu erkennen, was um sie herum geschah. Sie sah eine Art Gang. An einem Holzbalken hing eine Petroleumlampe, die rußiges Licht verbreitete. Links und rechts des Ganges waren Betten aufgestellt. Einige Patienten hatten keine Betten, sondern lagen auf Strohsäcken und Decken, die in der Eile herangeschafft worden waren. Ein Mann, dessen Kopf von einem Verband umwickelt war, schlief unru-

hig und redete dabei. Von woanders, irgendwo aus der Dunkelheit, hörte Johanne ein Wimmern. Es klang wie ein Kind.

Schritte kamen in ihre Richtung. Eine junge Frau in Ordenstracht beugte sich zu ihr. »Haben Sie Schmerzen?«, fragte die Nonne freundlich und kleine Atemwölkchen bildeten sich vor ihrem Mund.

Johanne nickte.

Die Nonne sah sie mitfühlend an. Dann zog sie eine Flasche Laudanum aus ihrer Rocktasche. Schon nach ein paar Schlucken setzte die schmerzstillende Wirkung von Alkohol und Opium ein. Johanne schloss die Augen und schlief ein.

5. Unbezahlte Rechnungen

Strehlen bei Dresden, 12. Dezember 1875 – am Abend

CECELIA SASS AN IHREM SEKRETÄR im Salon. Von draußen fiel ein schwacher Strahl durch die Samtvorhänge, die Anna nur nachlässig zugezogen hatte. Das trübe Licht der Gaslaterne, nur erhellt durch den Schnee überall. Das Haus, die Straße – alles weiß, alles still, wie betäubt. Jemand läutete an der Haustür.

»Ach, Elsie«, murmelte sie. Das Mädchen war unruhig, als wollte es die düstere Stimmung vertreiben, es zog die Hände aus seinem Muff und fuchtelte damit in der Luft.

»Nein, steck deine Hände wieder da hinein!«, befahl Johanne leise. Doch das Kind ließ sich nicht beruhigen, sondern zerrte am schwarzen Schleier seiner Mutter. Mühsam versuchte Johanne mit ihrer gesunden Hand, die kalten Babyhände wieder in den Kinderpelz zu stecken, da riss Elsie ihre Arme in die Höhe und schlug um sich. Sie traf den pochenden Armstumpf ihrer Mutter. Johanne schrie auf. Eine Frau in einem schwarzen Kleid mit Pelzbesatz sah überrascht auf. Sie stand in der Tür von Löhrs Hotel, und ihre Blicke trafen sich. Es war Cecelia.

12. Die Frau des Mordgesellen

Strehlen bei Dresden, 16. Dezember 1875

DAS HAUS LAG VOLLSTÄNDIG im Dunkeln. Cecelia blickte überrascht aus dem Droschkenfenster. Nur die Gaslaterne an der Straße kurz vor der Pforte leuchtete schwach in den frühen Abend hinein. Wie merkwürdig, wenigstens in der

Küche musste doch Licht brennen. Cecelia war mit einem Schlag hellwach und voll ungueter Vorahnungen. »Sind Sie sicher, dass Sie hier richtig sind?«, fragte der Kutscher. »Hier ist keiner zu Hause.« Er wuchtete die Reisetaschen auf den Boden. Dann stutzte er und schien kurz nachzudenken: »Warten Sie mal, ist das nicht die Adresse von diesem Thomas? Der Mann, der mit der Höllenmaschine in Bremerhaven so viele Menschen umgebracht hat?« Er sah Cecelia genauer an. »Ja, was wollen Sie denn hier?«, fragte er misstrauisch.

»Das kann Ihnen egal sein, hier ist Ihr Geld!«, Cecelia wollte gerade nach der ersten Tasche greifen, als der Kutscher sich ihr in den Weg stellte.

»Na, sagen Sie mal, dann sind Sie wohl die Frau von dem Verbrecher! Das gibt's doch nicht. Da fahre ich hier die Frau von so einem Scheusal durch die Gegend«, ereiferte sich der Mann. Seine Stimme dröhnte laut durch die Straße.

»Um Gottes willen, nun hören Sie schon auf!«, Cecelia stieß ihn mit einer Tasche beiseite. »Kommen Sie, Louise!«

Die Kinderfrau hatte die Szene stumm verfolgt, senkte den Blick und kümmerte sich um May und ihr eigenes Gepäck.

»Das Geld ist dreckig!«, rief der Kutscher den Frauen hinterher. »Das Geld von so einem Mörder!« Seine Worte hallten in Cecelias Kopf wider.

Du liebe Güte, wenn schon ein einfacher Droschkenkutscher sich so aufführte, wie sollte es denn erst in den nächsten Tagen werden? Nicht nur, dass sie quasi bankrott war, nein, viel schlimmer, sie war die Frau eines Mörders.

Vor der Haustür schloss Cecelia für einen Moment die Augen und atmete tief ein, dann drehte sie sich blitzschnell um und schrie dem Mann hinterher: »Sie brauchen es ja nicht zu nehmen!«

Der Kutscher, der sich gerade auf dem Kutschbock die Decke über seine Knie legte, brüllte etwas Unflätiges in so

starkem sächsischem Dialekt, dass Cecelia es glücklicherweise nicht verstand. Dann hörte sie nur noch, wie er rief: »Die Zeitungen sind voll über Sie und Ihren Mann. Verbrecherpack! Hier haben Sie Ihr dreckiges Geld zurück!« Die Münzen fielen lautlos in den Schnee. Und die Kutsche rollte davon, zurück ins hell erleuchtete Dresden.

Erst jetzt bemerkte Cecelia das Siegel vor dem Türschloss. »Polizeidirektion Dresden«, konnte sie entziffern. Deswegen war niemand da! Das ganze Haus war versiegelt. Was sollte sie jetzt machen? Fieberhaft überlegte sie. Leise rief sie Annas Namen. Vielleicht war ja wenigstens das Dienstmädchen noch da. Doch nichts tat sich.

»Louise, geben Sie mir May. Und dann gehen Sie bitte noch einmal zur Pforte. Dort muss das Geld liegen, das der Kutsher nicht haben wollte.«

Mit dem Baby auf dem Arm schritt Cecelia an der Hauswand entlang. Sie würde sich noch die Schuhe ruinieren, hier in dem Schnee, dachte sie ärgerlich. Vielleicht konnte sie ja über den Dienstboteneingang ins Haus kommen. Aber nein, auch hier prangte ein Siegel über dem Türgriff. Die Vorhänge waren zugezogen. Sie konnte auch nicht in die Küche schauen, obwohl sie im Souterrain lag. Doch im Fenster daneben sah es so aus, als sei hinter den verschlossenen Vorhängen ein Licht. Cecelia klopfte gegen die Scheibe.

»Anna? Anna, sind Sie da? Hier ist Frau Thomas. Ich bin zurück.«

Nichts tat sich. Vielleicht hatte sie sich auch getäuscht, und das schwache Licht kam gar nicht von einer Kerze, sondern war eine Spiegelung des Schnees auf dem Glas. Cecelia richtete sich wieder auf und schob die Mütze von May zurecht. Das arme Kind, draußen in der Kälte.

May sah ihre Mutter mit großen blauen Augen an. Winzige Atemwölkchen tanzten vor dem kleinen Mund. Mit Mühe

unterdrückte Cecelia ein Schluchzen. Wo sollte sie nur hin? Hoffentlich ging es den drei anderen Kindern gut! Hoffentlich waren sie noch in Leipzig bei den Steuarts.

Langsam stapfte Cecelia zurück zum Eingang. Ihre Augen hatten sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt. Da entdeckte sie ein Kuvert, das auf eine der Buchsbaumkugeln neben der Tür gelegt worden war. Der Umschlag war feucht, die Schrift darauf schon etwas verwischt. Doch Cecelia erkannte den Absender sofort. Es war John Stuart. Hastig riss sie den Umschlag auf und überflog die Zeilen. Das Haus sei versiegelt wegen der Forderungen der Gläubiger, las sie. Und dass es ihren Kindern gut ginge, immer noch bei den Steuarts zu Hause in Leipzig. Sie solle sich melden, wenn sie wieder da sei. Und dass er vorsichtshalber zwei Zimmer in der Pension Richter am Wasaplatz in Strehlen für sie und die Kinderfrau reserviert habe. Von William kein Wort.

Cecelia überlegte kurz. Zu Fuß durch den Schnee – mit Baby und Gepäck würde es wohl bestimmt eine Viertelstunde oder länger dauern bis zum Wasaplatz. Jetzt eine Droschke zu finden – aussichtslos. Und so setzten sich die beiden Frauen in Bewegung. Abwechselnd trugen sie das Kind und die Reisetaschen. Zwei keuchende Gestalten auf der verschneiten Residenzstraße. Cecelia war zurück in Strehlen.

Die nächsten Tage erlebte Cecelia wie hinter einer Wand aus Glas. Sie wusste, dass es für William keine Hoffnung gab. Seine Verletzungen waren zu schwer. Inspektor Schnepel hatte es ihr schon in Bremerhaven gesagt, dass die Ärzte ihn aufgegeben hatten. Trotzdem war es ein furchtbarer Schlag, als sie das Telegramm aus Bremerhaven öffnete, in dem der Tod ihres Mannes bestätigt wurde. Nur einen Tag später erhielt sie einen Brief von Schnepel. Darin schrieb er ihr, dass der Leichnam ihres Mannes nicht zur Bestattung freigegeben werden könne, weil er für medizinische Unter-

suchungen benötigt würde. Cecelia war fassungslos. Nicht einmal Abschied nehmen konnte sie von William. Die Rheuma-Attacken nahmen zu.

Nach dem Erlebnis mit dem unverschämten Kutscher verließ sie das Haus kaum noch. Die Dresdner Zeitungen überschlugen sich mit Meldungen über das ungeheuerliche Verbrechen in Bremerhaven. Fotos machten die Runde. Fotos von William und von Cecelia. Wie Sammelbildchen – zum Schaudern und um sich das Maul zu zerreißen. Cecelias Tage in Strehlen waren gezählt, das spürte sie. Ihre Tage in Deutschland waren gezählt – sie musste fort. Daran gab es gar keinen Zweifel. Hier konnten der kleine Willie und seine Schwestern unmöglich bleiben. Kinder eines Massenmörders, wie entsetzlich. Mit dem Finger würde man auf sie zeigen, sie anspucken und sich weigern, ihnen jemals die Hand zu geben. Cecelia hatte Bilder im Kopf, wie ihre Kinder an den Rand der Gesellschaft gedrängt würden. Nein, sie waren unschuldig. Sie konnten nichts dafür, dass ihr Vater in seiner Ausweglosigkeit so viele Menschen mit in den Tod gerissen hatte. Jetzt musste sie handeln. Sie war nun das Familienoberhaupt.

Nach zwei Tagen durfte sie zurück in die Villa Thomas. Der Gerichtsvollzieher kam. Möbel wurden beschlagnahmt, Teppiche herausgetragen, das Porzellan-Service in Kisten verstaut und abgeholt. Ein Albtraum. Dazu kam noch ihr Rheuma, das mit jedem Tag schlimmer wurde, doch Cecelia konnte sich nicht ins Bett legen. Wer wusste schon, wie lange das Bett überhaupt noch da war, dachte sie grimmig. Noch am selben Tag kehrten ihre Kinder zurück aus Leipzig. Die Steuarts brachten sie – am Abend, als es schon dunkel war. Sie wollten kein Aufsehen erregen, sagten sie. Vielleicht wollten sie aber auch selbst nicht gesehen werden – in der Residenzstraße 14. John Stuart legte wortlos eine Aus-

gabe der Dresdner Nachrichten auf den Tisch. Wieder war die »Katastrophe von Bremerhaven« auf der Titelseite. Unter der Rubrik »Politisches« las Cecelia:

»Ich habe Pech gehabt« – diese letzten Worte des Bremerhavener Mordgesellen wird man lange in den Ohren gellen hören. Man wird sie zitieren als den Ausbund eines unglaublichen Zynismus. In der Sterbestunde zieht der in seinen Denkfunktionen nicht gestörte Mensch gleichsam die Hauptziffer seines Lebens. Eine jammerhaftere Summe aber werden wenige Sterbliche addiert haben, als die, welche Thomas – alias Alexander herausbrachte.

Die triviale Bezeichnung des »Pechhabens« drückt der gemeinen Gesinnung des Massenmörders auch den gemeinsten Stempel auf. Kein Wort des Bedauerns für seine Opfer, kein Dämmern der Erkenntnis der Verruchtheit seiner Unthat! In der Verstocktheit, mit welcher er sowohl seine Mitschuldigen als auch die Gattung des Sprengstoffes verschwieg, um die Fabrik nicht zu compromittieren, trifft auf jene Art von Spitzbuben-Treue, die unter den ehrlichen Leuten so selten zu finden ist.

Seine Seele fuhr lieber unerleichtert von einem umfassenden Geständnis ab, als dass er zum Wortbrüchigen gegen seine Mordgesellen wurde. Hätte er diese benannt, so wäre vielleicht die Wiederkehr ähnlicher Verbrechen, vor denen wir zittern möchten, vereitelt. Ein solcher Mensch hört auf, das Ebenbild Gottes zu sein. Er erstickt in seiner teuflischen Gesinnung alles Menschliche. Man sage nicht, dass ein solcher Verbre-

cher ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater sein konnte. Abgesehen von der Zweifelhaftigkeit des vermeintlichen Eheglücks, worüber man so viel munkelt, so ist es undenkbar, dass in demselben Herzen reine Familienliebe und höllische Mordgedanken nebeneinander schlummern können.

Bei seiner Frau mag er vielleicht eine grobsinnliche Neigung, bei seinen Kindern einen in jedem ernstbeschäftigten Mann ruhenden Trieb zur abwechslungsreichen Spielerei befriedigt haben – wer aber Projekte in seinem Hirn wälzt, bei welchen Hunderte von Menschen unbarmherzig draufgehen müssen, dem blüht nicht zugleich auch das Himmelsglück treuer Gatten- und zärtlicher Vaterliebe, der spielt höchstens mit Weib und Kind wie ein Raubthier mit den Seinen.

Das Thier hat, nach den neuesten Untersuchungen von Sir John Lubbock, keine Kenntniss vom Tode, es lässt sich ihn nicht träumen. Thomas oder Alexander – dieser Menschen-Name war nur der Klang für eine thierische Existenz, die, weil sie in den eigenen Tod dummb brutal hineintrittet, auch Hunderte bessere Menschen vernichtet, ohne mit jenem Muskel, den wir Herz nennen, zu zucken.

Sie konnte das Haus nicht mehr verlassen. Selbst aus der amerikanischen Kolonie war kaum Unterstützung zu erwarten. Einzig Flori de Meli hatte ihr einen Brief gesandt und versprochen, ihr zu helfen. Doch das musste sie heimlich tun, ihr tyrannischer Ehemann würde ihr das Leben zur Hölle machen – würde er davon erfahren. Vor ihren Kindern musste Cecelia die Fassung bewahren. Sie erfuhren nicht, dass ihr

Vater tot war, nein, ihr Vater war auf Reisen, in Amerika, es würde noch länger dauern, so tröstete sie ihre drei Töchter und ihren Sohn.

»Mommy, warum fehlt der Schrank im Salon? Ist er kaputtgegangen?« Klina zeigte auf die kahle Stelle an der Wand.

Cecelia nickte. »Ja, genau, mein Schatz. Der Schrank ist zum Tischler gekommen. Dort wird er repariert.« Dankbar übernahm sie den Erklärungsversuch ihrer Tochter.

»Aber warum hat er auch den Teppich mitgenommen?« Klina war unerbittlich.

»Ach, der war so schmutzig!« Cecelias Stimme klang einen Hauch zu hoch.

Blanche sah sie schweigend an.

»Was ist, Darling? Warum schaust du mich so an?«

Blanche schwieg. Sie hatte denselben durchdringenden Blick wie ihr Vater, dachte Cecelia und musste schlucken.

»Hier fehlt auf einmal so viel«, sagte Blanche mit ruhiger Stimme. »Waren Räuber im Haus?«

»Nein, nein. Es ist alles in Ordnung, Kinder. Geht in euer Zimmer. Dort ist alles so wie immer«, Cecelia warf der Kinderfrau einen vielsagenden Blick zu.

Louise verstand und trieb die Kinder mit aufgesetzter Munterkeit hinaus. Nachdem die Tür ins Schloss gefallen war, sackte Cecelia zusammen. Lügen, nichts als Lügen. Sie musste die ganze Zeit etwas vorspielen. Den Kindern, dem Personal, sich selbst. Nach allem, was geschehen war, konnte sie noch nicht einmal trauern – um ihren toten Mann. Oder um ihr altes Leben.